

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Expedition: Gerbergasse 1.
Verlag: H. W. Schmidt & Co. Leipzig

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Redaktion: Gerbergasse 1.
Erscheinungstag: Sonntag den 13. August.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ erscheint wöchentlich sechs Mal; Sonnabends mit dem Beiblatt „Nach der Arbeit“. Preis monatlich 60 Pf., Bezugslohn 20 Pf., durch die Post bezogen vierteljährlich 2 M. 50 Pf. Nr. 186. Dresden, Donnerstag den 13. August 1891.

Auch ein „guter Rath“.

„Die Amerikaner haben viel gelernt!“ lautet der Stolz derer, die diese Tage deutsche Blätter ausfüllen. Jamohl; sie haben unter anderem von der Bismarckschen Handelspolitik gelernt, wie man andere Völker, die auf die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse angewiesen sind, mit Schutzzöllen schützten kann, und sie haben zu diesem Zweck die berühmte Mac Kinley-Bill geschaffen, die unsere Röhren weit aus überdünnt. Von den Wirkungen dieses ungeheuerlichen Gesetzes werden natürlich die Arbeiter am härtesten betroffen und zwar gerade diejenigen, die ohnehin am schlimmsten daran sind, die Textilarbeiter. Treffen doch täglich neue Hochzölle ein. In Schlesien ist der Rothstand längst ein permanenter geworden; aber auch aus Crimmitschau haben wir berichten müssen, daß in Folge der Lieberproduktion und der Mac Kinley-Bill die Weber daselbst nur noch drei Tage in der Woche zu arbeiten haben. Welche Fälle von Mangel und Elend steckt hinter dieser „Normalarbeitszeit“! Aus Odera kommen die betrübtesten Nachrichten über schlechten Geschäftsgang und Ueberangebot von Arbeitkräften in der Weberei; dergleichen aus Zschopau, wo die Strumpfwirker schon lange Verhältnisse aufweist, von denen man kaum glauben sollte, daß sie von Menschen noch getragen werden können. Die vor einigen Tagen stattgehabte Konferenz der Textilarbeiter Württembergs lieferte den Beweis, daß in der württembergischen Textilweberei ganz ähnliche Zustände herrschen, wie in Sachsen und Thüringen, daß die Mac Kinley-Bill diese Industrie lahm legt und daß die Löhne äußerst niedrig sind. Es wird unsere sächsischen Weber nicht überreden, wenn sie erfahren, daß auch in der Textil-Industrie Württembergs der tägliche Arbeitslohn zwischen 4 und 1 Mark schwankt und der Durchschnittslohn 2 Mark beträgt.

Unter solchen Umständen herrscht auch bei unserem exportierenden Unternehmer- und Kapitalistenstand, wie es scheint, trotz äußerlicher Heuchelei, innerlich keine besondere Begeisterung für die große Ausfuhr in Chicago, trotzdem die Yankees sich bereit erklärt haben, die Ausfuhrgegenstände zu 1/2 frei einzulassen. Diese heuchlerische Ausfuhrkommission ist äußerst bezeichnend; wenn sich aber die deutschen Unternehmer durch die Yankee-Brutalität verletzt fühlen, so müssen sie sich eben bei dem großen Händler in Friedrichshagen beschweren, dessen Politik uns so viele Feinde gebracht hat.

Gelegentlich der Anwesenheit der amerikanischen Ausfuhrkommission in Berlin scheint man in den Kreisen der großen Exporteure sich an den amerikanischen Gesandten gewendet und um Erleichterung der Einfuhr gebittet zu haben. Wir können und denken, wie die „patriotischen“ Kapitalisten,

die sonst ein paar Dutzend Franzosen zum Frühstück verzehren, vor dem hochmütigen Yankee den Kragen gebogen haben. Was Herr Phelps, der amerikanische Gesandte, dabei gesagt hat, ist nicht ohne Bedeutung und beweist zugleich die Art, wie sich das Kapitalistenhum international verhält, das doch sonst ein so gewaltiges Geschrei erhebt, wenn die Arbeiter sich international verständigen wollen. Herr Phelps meinte nämlich: „Wenn die Deutschen bemerken, daß sie für weniger Geld bessere Waaren herstellen können, so wird bald eine Veränderung in der amerikanischen Schutzpolitik eintreten.“ — Aus Berlin wird dieser Ausspruch berichtet, und so lang er nicht in Worte gestellt wird, nehmen wir an, daß er wahr ist.

Herr Phelps hat als Amerikaner, d. h. als Yankee, gesprochen. Es ist wahr, daß die Amerikaner gewisse Industrieprodukte besser und billiger liefern; häufig bezahlen sie dabei auch bessere Löhne. Sie verstehen eben durch intensiven Betrieb — weniger durch lange Arbeitszeit — die Arbeitskraft noch stärker auszunutzen und haben ganz andere Gewohnheiten. Auch tritt dort der Großbetrieb meistens frischer und ganz in die Welt, während er bei uns aus dem Ackerbetrieb langsam emporkommt, dessen Heuchelei und Engerbüßigkeit dann noch an ihm haften bleibt. Herr Phelps giebt also den deutschen Industriellen einen Rath, der gar nicht in unsere Verhältnisse paßt. Das „Billig und schlecht!“ trifft auf einen großen, vielleicht den größten Theil unserer Industrie heute noch vollkommen zu, wenn auch Herr Phelps a. a. O. längst hinter den Kulissen der Regierung verschunden ist. Wie sollen unsere Industriellen es doch anfangen, „Billig und gut“ zu arbeiten, ohne ihren Gewinn zur Hälfte oder ganz aufzugeben?

Aber der Herrin greift ja nach dem Strohhalm und so werden unsere Exporteure, bevor sie die amerikanischen Abgaben aufgeben, noch verschiedene Versuche machen, wieder festen Fuß zu fassen. Wir fürchten sehr, daß sie trachten werden, den Rath des Mr. Phelps um jeden Preis zu befolgen. Und da werden sie sich nicht anders zu helfen wissen, als daß sie versuchen, die Last den Arbeitern aufzuladen. Ein Unternehmer kann sich nicht entschließen, seine Waaren und andere Ausgaben der Art aufzugeben; um so leichter aber wird er sich veranlassen lassen, durch Lohnherabsetzungen und Verlängerung der Arbeitszeit die Produktionskosten zu verringern und so seine Waare nach dem Rathe des Herrn Phelps „für weniger Geld“ zu liefern.

Wie namentlich die Textilarbeiter schon gedrückt sind, brauchen wir nicht zum tausendsten Mal anzudeuten. Wenn man sie nun nach dem Rathe des Yankee-Gesandten noch schlechter stellen will, so werden bald an allen Orten Ausstände in

Szene gehen, denn diese Arbeiter können sich schlechterdings nichts mehr vom Lohn abbrechen lassen. Wie es doch schon Orte genug, wo die Weberei nur dadurch besteht, daß viele Arbeiter Armenunterstützung bekommen, die so zur „Staatshilfe“ für die Unternehmer wird.

Wahrlich, dieser Herr Phelps mit seinem guten Rath hat uns gerade noch gelehrt!

Wenn dann die Ausstände in Masse da sind, so führt man sie auf „Heerei“ zurück. Wer der wahre „Heer“ dann wohl sein mag?

Zur Tagesgeschichte. Deutsches Reich.

Dresden, 12. August.

Endlich also werden Maßregeln getroffen, um den Nothstand des Volkes zu mildern. Aber wo werden sie getroffen? Nicht im Lande der Getreidetracht und des „Heil dir im Siegerkranz“, nicht in Deutschland, sondern im Lande der Rente, in Russland. Am Dienstag ist in Russland eine kaiserliche Verordnung veröffentlicht worden, welche die Ausfuhr von Roggen, Roggenmehl jeder Art und Kleie ins Ausland verbietet. Das Verbot gilt für die Häfen des Baltischen, Schwarzen und Ägäischen Meeres und für die Westgrenze des Landes und soll am 27. August in Kraft treten. Dem Minister des Innern ist es weiter anbefohlen, Maßregeln zur Verhinderung der Verschaffung von Getreide aus dem besten mit Korn versehenen in die nachfolgenden Bezirke — Russland, nicht Deutschland! — im Verwaltungswege zu ergreifen. Dieses russische Getreideausfuhrverbot wird unfehlbar für Deutschland die schwersten Folgen nach sich ziehen. Der meiste Roggen, der in Deutschland verbraucht wird, kommt bekanntlich aus Russland; fehlt diese Zufuhr, so kann sie von keinem Lande, auch nicht von Nordamerika, ersetzt werden. Dabei muß sich der brave Deutsche gefaßt machen, daß die jetzigen Getreidepreise, welche ihm in seiner Einkaufsliste schon als unerträglich erschienen, noch weiter in die Höhe klettern werden.

Dahin hat uns die Weisheit des Herrn Reichskanzlers v. Caprivi denn glücklich gebracht. Er hat die Getreidepreise nicht fallen lassen wollen und daher konnte sich Deutschland nicht mit billigerem russischen Roggen versehen, so lange noch in Russland Roggen in größerer Masse ausfuhrverboten ist. Jetzt, nach Erlass des russischen Ausfuhrverbots von Roggen kann selbst eine Zollaufhebung nicht mehr den furchtbaren Schaden, den wir bisher erlitten, wieder gut machen, sondern könnte und lediglich eine billige Weizenzufuhr verschaffen. Bessere aber wird um so notwendiger, als durch das russische Verbot nun auch die Weizenpreise sich steigern werden. Da haben wir also das Fazit von dem Crempel, was Caprivi in der ersten Juniwoch im preussischen Landtage so

sein berechnet hat. Er sagte damals wörtlich: „Eine Gefahr, daß wir, selbst bei einer im Allgemeinen wenig günstigen Ernte in Russland, von da aus nicht genügend mit Roggen werden versorgt werden können, liegt nach meinem Dafürhalten gewiß nicht vor.“ Das „Dafürhalten“ des Reichskanzlers war so falsch als möglich, wie wir damals voraussetzten und wie nun alle Welt einsehen muß. Schlimm ist es nur, daß durch dieses Dafürhalten das ganze deutsche Volk seit Monaten in schwere Noth gestürzt wurde und keine Aussicht vorhanden ist, daß nun noch eine wesentliche Besserung in Bälde erfolgen kann. Die Noth ist eben in den Schmutz verfallen; wie sie wieder herauszuholen? Das Mindeste, was geschehen muß, ist schleunigste Aufhebung der Zölle!

Die deutsche Ernte leidet in den meisten Landstrichen hinter dem Mittelmaß zurück. In der Provinz Posen hat die ungünstige Witterung das Wenige an Roggen, das noch vorhanden, während des Einreizens selbst geschädigt; wegen des übermäßigen Regens mußte die Ernte an vielen Orten unterbrochen werden. — Ähnlich wird aus Rheinpreußen in einer Zuschrift an die „Frankfurter Zig.“ gefaßt: Die Befürchtung, daß in diesem Jahre das Brot schlecht und theuer werde, wächst angesichts des trostlosen Wetters immer mehr. Das Korn ist am schlechtesten von den Getreidearten gerathen und liegt geschmitten theilweise schon beinahe 14 Tage auf der Darre, theilweise liegt es noch auf dem Halme, was beides auf die Qualität einen schlechten Einfluß haben muß. Auch die Kartoffeln beginnen bereits stark zu faulen. — Wer eigentlich den Zoll bezahlt, ob wir oder das Ausland, wie Agrarier und Agrariergenossen noch immer lägen, lehrt uns wieder eine Stelle aus dem Jahresbericht der Handelskammer in Osnabrück, welche über den Getreideverkehr in vollem Maße und Brot berichtet, daß von dieser Vergünstigung in ihrem Bezirk täglich Tausende von Personen den ausgiebigsten Gebrauch machen. Diesem Umstande Rechnung tragend, haben sich z. B. in unmittelbarer Nähe von Pöhl seit der Grenze ca. 30 Weizenverkaufsstellen etabliert, von denen eine allein wöchentlich 160—200 Centner Weizen, an Feiertagen das Doppelte, nach Pöhl und Umgebung verkauft. Eine noch lebhaftere Schilderung dieses Verkehrs entwirft der sachkundige Berichterstatter der „Prell. Zig.“ in seiner neuesten „Landwirtschaftlichen Rundschau in Schlesien“: „Wie tief einschneidend“, schreibt er in einem Reisebrief von der österreichischen Grenze, „die hohen Preise für Weizen, Graupenarten, Leguminosen u. a. auf unsere ländliche Bevölkerung einwirken, davon geben die Ankäufe genannter Lebensmittel in Oesterreich den besten Beweis. Wer z. B. Gelegenheit hat, die mächtige oder böhmische Grenze zu Wagen zu bereisen, dem werden die Tausende von Menschen auffallen, die täglich in den Stunden

der alten Frau, welche zu Hause nichts als Ärm und Streich vorband, gefiel es recht wohl in diesem stillen Hause und so blieb sie bis nach Ostern.“

Außer der Gesellschaft ihrer Schwiegermutter, die ihr wegen ihres gesunden Verfalls und ihres ersten Lebens jetzt ganz gut gefiel, erhielt Emma fast täglich noch anderen Besuch. Es waren Frau Langlois, Frau Caron, Frau Dubreuil, Frau Lamache und alle Tage zwischen 2 und 5 Uhr die wackere Frau Homais, welche niemals an die Wahrheit der Gerüchte, welche über ihre Nachbarn verbreitet wurden, geglaubt hatte. Auch die kleinen Homais kamen unter Justin's Führung, um sie zu besuchen. Er ging mit ihnen in das Zimmer und blieb unbeweglich, ohne ein Wort zu reden, an der Thür stehend. Die achte Frau Bovary gar nicht auf ihn und machte Toilette. Zuerst zog sie den Kamm aus den Haaren, wusch sie den Kopf heilig zurückwärts. Als er zum ersten Male diesen reichen Haarschmuck, dessen schwarze Locken bis zu den Knien herabrollten, erblickte, glaubte der arme Junge plötzlich etwas ganz Neues und Außerordentliches zu sehen, das ihn blendete und erschreckte.

Emma bemerkte ohne Zweifel weder seine Erwartung, noch seine Schüchternheit. Sie vermuthete nicht, daß die Liebe, welche aus ihrem Leben verschwunden war, dort neben ihr atmete, unter diesem Hemd von großer Finsternis, im Herzen des Jünglings, das dem Eindruck ihrer Schönheit weit offen stand. Im Uebrigen zeigte sie sich jetzt allen Dingen gegenüber von einer solchen Gleichgültigkeit, ihre Worte waren oft so gedanklos, ihre Blicke so leer, ihr Benehmen so wechselnd, daß man nicht mehr den Egoismus von der Liebe und die Verdorbenheit von der Tugend zu unterscheiden vermochte. Eines Abends z. B. war sie sehr aufgebrocht, weil ihr Dienstmädchen sie

hat, sie ausgeben zu lassen, und einen beliebigen Vorwand heraufstotterte, dann aber tief sie plöde sich aus: „Du liebst ihn also?“ Und ohne die Antwort des rothwerdenden Mädchens abzuwarten, sagte sie mit einem traurigen Lächeln hinzu: „Geh nur, lauf, amüßte Dich!“ Zu Beginn des Frühlings ließ sie den Garten vollständig verändern, und obgleich Bovary anfangs dagegen protestirte, war er doch glücklich, daß sie endlich einmal einen Willen äußerte und aus ihrer Theilnahmslosigkeit erwachte.

Auch in anderen Dingen fing Emma wieder an einzugreifen. Zuerst trieb sie die Amme, welche sich mit ihren beiden Säuglingen während ihrer Krankheit in der Küche eingenistet hatte, aus dem Hause, dann entließ sie sich der Familie Homais und verabschiedete sich nach und nach von den anderen Besucherinnen. Selbst die Kirche besuchte sie seltener zur großen Befriedigung des Apothekers.

Herr Rouvenon kam nach wie vor alle Tage nach der Kathedrale. Er blieb gern im Garten der frischen Luft wegen. Gewöhnlich kam dann Karl von seinen Patienten zurück, man brachte süßen Apfelwein und sie stießen auf Madames Gesundheit an. Unter ihnen am Flüsse saß Binet und fing Krebs. Bovary lud ihn zu einer kleinen Erfrischung ein und Binet that dem Eide alle Ehre an. Er verfuhr ihnen den Begriff des Salamander-Weibens beizubringen, aber der Eide sprach ihm fast jedesmal ins Gesicht und der Priester machte regelmäßig eine scherzhaft Bemerkung darüber. Es war überhaupt ein guter Mann, und als der Apotheker eines Tages Karl rief, seine Frau zu ihrer Zerstreuung einmal nach Rouen ins Theater zu führen, schien er gar

Feuilleton.

35. Fortsetzung. [Nachdruck verb.]

Madame Bovary.

Sittenschild aus der Provinz von Gustave Flaubert.

Der Parier wunderte sich sehr über diese Umwandlung, aber er fand, daß ihr religiöses Gefühl zu extravagant war und sie leicht zur Häresie führen konnte. Da er sich in diesen Dingen jedoch selbst nicht ganz sicher fühlte, schrieb er an den Buchhändler Rouvenon, er möchte ihm für eine gewisse Dame etwas Passendes zuschicken. Der Buchhändler packte, ohne sich viel zu bedenken, was ihm gerade zur Hand lag, zusammen, kleine Leitfäden mit Fragen und Antworten, Pamphlete in dem herben Ton der Reistres und allerlei süßliche von Seminaristen oder Blauschlämpchen verfertigte Romane in rosa Karton und schickte sie ab. Da waren „Der Lebemann zu Marla Räden“, „Die Trübsamer Vollreid“, „Zum Gebrauch der Jugend“, u. s. w.

Allein Frau Bovary besaß noch zuviel selbstständiges Urtheil, um jede beliebige geistige Nahrung ohne Widerspruch anzunehmen, auch fiel sie mit großem Eifer über diese Leitfäden her. Sie lehnte sich innerlich auf gegen die vüthlichen Versprechen, der amüsante Ton der polemischen Schriften mißfiel ihr, und die profanen Erzählungen religiöser Richtung erschienen ihr so unverständlich, mit einer solchen Unkenntnis des Lebens geschrieben, daß sie nur den Erfolg hatten, sie allmählig von den Wahrheiten zu entfernen, für welche sie die Beweise erwartete hatte. Trotzdem las sie weiter, und wenn ihr das Buch in den Schoß sank, glaubte sie die zarte katholische Melandolie zu empfinden, deren eine ätherische Seele fähig ist.

Das Andenken an Rudolf holte sie tief im

Herzen verschlossen und dort blieb es, feierlicher und unbeweglicher als die Mumie eines Königs im Grabgewölbe. Es war als ströme von dieser Liebe ein Duft, welcher die reine und keusche Amosphäre, in welcher sie forsan leben wollte, mit Heuchelei erfüllte und ihr ganzes Wesen durchdrang. Wenn sie auf ihrem göttlichen Betstuhl kniete, küßte sie im Gebet an den Herren dieselben jüdischen Worte, welche sie einst im Garten zu ihrem Geliebten gesprochen. Sie hoffte, daß so der Glaube sich auf sie herabenten würde, aber vergeblich! Sie erhob sich, ermüdet, mit dem unbestimmten Gefühl eines unermesslichen Betrugs. Sie rechnete sich ihr Suchen nach dem Heil zu einem großen Verdienste an und verglich sich mit jenen großen Damen der Vergangenheit, von deren Ruhm sie bei einem Portrait der la Vallere geizt hatte. Sie trugen mit majestätischer Würde ihre großen, seidenen Schleppen und zogen sich in die Einsamkeit zurück, um zu Christi Füßen alle Leiden eines Herzens, das die Welt verleiht, auszuweinen.

Dann begann sie eine übertriebene Modischkeit zu üben. Sie nähte Kleider für die Armen, schickte den Widwunderinnen Holz, und als Karl eines Tages nach Hause kam, fand er drei Landstreicher in der Küche, welche Suppe aßen. Sie ließ ihre Tochter wieder kommen, die Karl während Emmas Krankheit nach der Kamme geschickt hatte. Sie unterrichtete sie im Lesen und bewies eine wahre Engelszucht, wenn Vertha lächerlich war und weinte. Ueberhaupt fand sie jetzt in der völligen Resignation einen neuen Reiz. Selbst bei gewöhnlichen Dingen bediente sie sich der idealsten Ausdrücke.

Die alle Frau Bovary mußte jetzt nichts an ihr zu tabeln, andgenommen vielleicht, daß sie Nachen für die Waisenkinder strickte, anstatt an ihre eigenen Topflappen zu denken. Aber

Das Andenken an Rudolf holte sie tief im